

Bücher

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **2 (1922-1923)**

Heft 11

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der finden. Auch wenn wir gelegentlich nicht einig sind. Man möchte beinahe hoffen, daß es England gelinge, in seinem Gegensatz zu Frankreich, den Völkerbund auf seine Seite zu ziehen. Dann würden sich alle diejenigen in der Schweiz, die dem Völkerbund als einem Instrument des Versailler Vertrages anhängen, von ihm abwenden, und die Reihen, die heute noch zum Teil vom 16. Mai her auseinanderstehen, könnten geschlossen werden. Geschlossene Reihen aber, das ist es, was wir brauchen. Denn allerorts ziehen sich drohende Ungewitter an unseren Grenzen zusammen. Sollte uns das Schicksal früher oder später ähnliches bescheiden, was heute Deutschland geschieht, dann vermögen wir unsere Zukunft nur zu retten, wenn wir jeder fremden Herrschaft als ein Volk entgegentreten.

Zürich, 5. Februar 1923.

Hans Dehler.

B ü c h e r

Französische Rheinlandspolitik vor 100 Jahren.

Das französische Oberkommissariat in den Rheinlanden hat vor kurzem eine Zusammenstellung der Quellen zur Geschichte des linken Rheinufers unter der französischen Herrschaft von 1792 bis 1814 erscheinen lassen¹⁾. Sie ist herausgegeben von Charles Schmidt, der sich schon durch eine ausgezeichnete Geschichte des napoleonischen Großherzogtums Berg einen Namen gemacht hat. In einem Vorwort erzählt der bekannte Historiker Langlois, daß die Arbeit für diese Veröffentlichung sofort nach dem Abschluß des Waffenstillstandes begonnen hat. Das Buch umfaßt zwar noch nicht alle in Betracht kommenden Archive, aber es bildet mit seinen sorgfältigen Zusammenstellungen doch ein wertvolles Hilfsmittel für jeden, der sich mit diesem Stück Geschichte befassen will.

Das Werk besitzt aber neben seiner wissenschaftlichen auch eine politische Bedeutung. Es ist ein Dokument der französischen Kulturpropaganda im Rheinland. Frankreich sucht ja dort mit allen Mitteln einen Gegensatz zwischen dem linksrheinischen Gebiet und dem übrigen Deutschland herzustellen. Auf der andern Seite aber scheut es keine Mühe und keine Kosten, um die Beziehungen zwischen Rheinländern und Franzosen enger zu gestalten. Das Land soll durch die Verbreitung französischer Sprache und Kultur zur künftigen politischen Aufsaugung reif gemacht werden. Jahrhunderte alte Ideen der Franzosen sollen dadurch endlich einmal zur Tatsache werden.

Vom Momente ihres Einmarsches im Winter 1918 an stützten sich bei diesem Werben um die Seele des Rheinländers die Franzosen auf historische Erinnerungen. Die Kommandanten der einmarschierenden Truppen wie die Beamten der heutigen Rheinlandskommission und die Generäle der Besatzungsarmee suchten immer und immer wieder das Andenken an die französische Herrschaft auf dem linken Rheinufer unter der ersten Republik und dem ersten Napoleon wachzurufen. Dieser Zeitraum wurde und wird von ihnen zur Glanzzeit der Rheinlande gemacht. Alles Schöne und Gute, das die reichen Gebiete heute aufweisen können,

¹⁾ Ph. Sagnac: Le Rhin français pendant la Révolution et l'Empire. Paris Alcan 1917.

verdanken sie — nach der französischen Behauptung — eigentlich nur den 20 Jahren französischer Herrschaft! Selbstverständlich lautet die Schlussfolgerung: Eine ähnliche neue Glanzzeit wird für euch Rheinländer wieder anbrechen, wenn... Aus diesem Gedankengang heraus ist auch das oben erwähnte Buch entstanden.

Es läßt sich auch nicht leugnen, daß das, was heute vor sich geht, im Rheinland vor über einem Jahrhundert schon einmal in ähnlicher Weise sich vollzogen hat. Damals wie heute lautete das Schlagwort der Franzosen: Der Rhein die natürliche Grenze Frankreichs! Damals wie heute zeigte es sich sofort, daß der Rhein keine Grenze bilden kann. Damals griff Napoleon bald weiter über den Fluß hinaus, schuf sich auf dem rechten Ufer Vasallenstaaten und schob schließlich sein Reich bis zur Ostsee bei Lübeck vor. Heute sitzen die Franzosen schon in den rechtsrheinischen Brückenköpfen und Poincaré ruft nach der Besetzung des Ruhrgebietes. Wenn man vollends von der Art und Weise liest, wie die Franzosen dort vor 100 Jahren für ihre Sprache und Kultur warben, so wird man auf Schritt und Tritt die frappantesten Ähnlichkeiten mit ihrem heutigen Vorgehen finden.

Es läßt sich also durchaus begreifen, daß dieses bisher kaum beachtete Stück Geschichte wieder mitten ins Tagesinteresse gerückt ist. Ich möchte deshalb auch hier auf zwei in den letzten Jahren erschienene Werke aufmerksam machen, die am besten in jene Zeit einführen können. Der Viller Universitätsprofessor Sagnac hat noch während des Krieges über den ganzen Zeitraum der französischen Herrschaft am Rhein eine Arbeit veröffentlicht, die in ihrer Art mustergültig ist¹). Auch die einschlägigen deutschen Veröffentlichungen sind im weitesten Maße herangezogen. Das Buch gibt die französische Auffassung von diesen ganzen Verhältnissen in vorzüglicher und auch trotz seiner Entstehung während des Krieges ziemlich sachlicher Darstellung. Ein deutsches Gegenstück dazu bietet eine Arbeit von Alfred Karll über die französische Regierung und die Rheinländer vor 100 Jahren²). Ihr Rahmen ist zeitlich und räumlich enger gefaßt als bei Sagnac. Trotzdem gibt auch sie ein vollständiges Bild der Zustände jener Zeiten. Auch sie ist wissenschaftlich einwandfrei gearbeitet; sie fußt fast ausschließlich auf neu erschlossenem urkundlichem Material.

Beide Bücher sind also gut und kommen trotzdem in der Hauptfrage, der Beurteilung der Leistungen Frankreichs und der Haltung der Bevölkerung zu Frankreich zu sehr verschiedenen Ergebnissen. Einig sind sich beide darin, daß die französische Revolution und die Besetzung durch die Heere Frankreichs dem Rheinland sehr viel genützt hat. Damals wurde mit dem alten Gerümpel der Kleinstaaterie tüchtig aufgeräumt und sehr viel Neues und Gutes an seine Stelle gesetzt. Während aber Sagnac auch in der Folge die französische Herrschaft nur Glanzleistungen hervorbringen sieht, während er feststellt, daß sich die ganze Bevölkerung mit Begeisterung dem neuen Staat angeschlossen habe und auch der Führung Napoleons mit der größten Begeisterung gefolgt sei, weiß Karll auch von vielen Mißständen und Widerständen zu berichten. Er weist nach, wie stark der Widerstand gegen viele Maßnahmen der Behörden besonders in der napoleonischen Zeit war. Er beweist, wie drückend die Kontribution auf dem Lande lastete. Er zeigt, wie wenig eigentlich die neue Herrschaft Boden gefaßt hatte, so daß sie 1814 wie ein Kartenhaus zusammenklappte!

¹) Les sources de l'histoire des territoires rhénans de 1792 à 1814. Paris 1921, F. Rieder et Cie.

²) Leipzig R. F. Köhler 1921.

Woher kommt dieser auffallende Unterschied? Die Lösung ist einfach genug. Sagnac benutzte nur die Akten der Pariser Zentralverwaltung, die ihm eben allein zugänglich waren. Hier finden sich die Berichte an die obersten Behörden und die sind eben sehr gefärbt. Karll aber hat die Akten der untern und untern Behörden in den deutschen Städten und Dörfern benutzt, die den genauesten Einblick in den wirklichen Gang der Staatsmaschine geben. Da muß man ja zu verschiedenen Ergebnissen kommen! Weiter kann Karll nachweisen, daß damals von oben herab ein ganz gewaltiger Druck auf die Bevölkerung ausgeübt wurde, so daß diese eine Meinung überhaupt nicht äußern konnte. Die Ergebenheit der Bevölkerung und ihre begeisterte Zustimmung zu allem, was Napoleon mit ihr vornahm, war von oben herab befohlen und wurde gemacht! Nicht umsonst hat Karll seine Arbeit „einen Beitrag zur Geschichte der amtlichen Mache“ genannt. Die Beweise, die er anführt, sind so zahlreich und unzweideutig, daß ein Zweifel nicht bestehen kann. Man findet in dem Buche so manches, das mit den 150.000 Saarfranzosen, die Clemenceau für Wilson erfand, eine verzweifelte Ähnlichkeit hat.

So stellt sich denn durch die genaue Einzelforschung heraus, daß die französische Herrschaft am Rhein vor 100 Jahren zwar viele Lichtseiten aufweisen kann, daß diesen aber auch sehr viele Schattenseiten das Gegengewicht halten. Das macht sie wohl zu einem Propagandastück ziemlich ungeeignet, aber dafür um so lehrreicher für alle, die die heutigen Verhältnisse am Rhein aufmerksam verfolgen.

Seftor A m m a n n.

Lebensfragen des Britischen Weltreiches.*)

Das Buch ist eine tiefgründige Untersuchung der auch heute aktuellsten Fragen des Britischen Imperiums. Spürt man auch hie und da den Einfluß des Krieges, so ist doch im Ganzen eine bemerkenswerte Objektivität eingehalten worden. Zuerst gibt Prof. Dr. Erich Marcks, München, einen Ueberblick über „Entwicklung und Hauptziele der britischen Reichspolitik“, auf beschränktem Raume eine gute Orientierung über das Wesentlichste. Dann schreibt Prof. Dr. Friedrich Brie, Berlin über den „englischen Nationalcharakter“. Das ist der tendenziöseste Teil des Buches; der Engländer wird als moralisch verwerflich, als religiös minderwertig und als ein Händler ohne Maß dargestellt, während die Deutschen oft als leuchtende Vorbilder gegenübergestellt werden. Nach den zwei folgenden Kapiteln, „Die britische Arbeiterschaft und das Weltreich“, „England und Irland“, folgt der wertvollste Teil des Buches: Verschiedene scharfsinnige und treffliche Untersuchungen über das Verhältnis Englands zu seinen verschiedenen Dominions. Neueste Klarheit und Konzentration auf das hauptsächlichste sind die Hauptvorteile. Wer sich in diese Kapitel einmal vertieft hat, der schaut nachher die heutige Politik ganz anders, von einer höhern Warte aus, an. Trefflich ist die ungeheure Bedeutung Indiens und sein Einfluß auf die britische Weltpolitik klargestellt und gezeigt, wie fast die ganze Politik Englands im vorderen Orient dem Bestreben entsprang, Indien zu sichern. Südafrika hält deshalb zu England, weil es sich nicht selbst ernähren kann und weil die britische Flotte die Einfuhr besorgt. Australien dagegen findet in England einen Schutz gegen die drohende gelbe Gefahr, welche sein ganzes soziales Gebäude, das von dem ausgezeichneten Kenner Dr. Alfred Manes tadellos dargestellt wird, über den Haufen

*) „Lebensfragen des Britischen Weltreiches“, auf Veranlassung des Beirats für Auslandsstudien an der Universität Berlin herausgegeben, Berlin 1921, E. G. Mittler u. Sohn.

werfen würde. Das Verhältnis zwischen England und Kanada wird zum großen Teil — das ist wieder äußerst interessant — dadurch bestimmt, daß die Franzosen, die dort gleichsam einen Staat im Staate bilden, treu zu England stehen, weil es ihnen bei der Erhaltung ihrer Eigenart hilft und ihnen einen bestimmenden Einfluß im Dominion eingeräumt hat, den sie bei einer Vereinigung mit der Union natürlich verlieren würden. Dazu kommt natürlich überall noch der Einfluß des britischen Kapitals und der britischen Einwanderer. — Aus allem treten deutlich drei Hauptmomente in der britischen Politik hervor: 1. Wie die Engländer es trefflich verstanden, die Naturfaktoren zu ihren Dienern zu machen, 2. wie sie gerade deshalb wagen können, möglichst wenig in Verträgen festzulegen, weil es ja in Wirklichkeit gerade wegen des erstangeführten Grundes günstig für sie herauskommen, sich entwickeln muß, und 3., wie langsam überall als gefährlicher und und gefährlichster Konkurrent die Union auftaucht.

Rudolf Schümperli.

Die Stadt Konstanz.

In dem kraftvollen Gedicht „Der Schweizer Stier“, das uns die Mainummer der Monatshefte mitgeteilt hat (S. 63), ist, als zweiter „Vorstadt“ der Eidgenossenschaft neben Genf, auch der Stadt Konstanz gedacht. Wenn wir nun in letzter Zeit besonderen Anlaß haben, uns mit den historisch-geographischen Bedingungen Genfs zu beschäftigen, so trifft es sich gut, daß kürzlich eine Schrift erschienen ist, die uns vorzüglich in den Stand setzt, auch die Lage des Gegenstands Konstanz und seine Bedeutung für die Schweiz im Lauf der Geschichte abzuschätzen. Wir verdanken das einem Buch des Historikers Albert von Hofmann in Gernsbach: Die Stadt Konstanz, das eine Reihe von ihm in Arbeit genommener historischer Stadtbilder eröffnet (Regensburg, Ulm, Augsburg und Innsbruck sollen zunächst folgen)¹⁾. Der Anfang ist vielversprechend und es lohnt sich, Schweizer Leser damit bekannt zu machen.

Hofmann betrachtet in diesen Bildern die einzelne Stadt nach ihrer Stellung zur großen Geschichte, also herausgehoben aus der Enge der lokalen Erlebnisse; es ist schon der Platz selbst, nicht erst die langsam darauf heranwachsende Stadt, welcher die geschichtlichen Konjunkturen entwickelt; die Stadt ist diesen vielmehr vom ersten Augenblick an unterworfen. Wie im Lauf der Jahrhunderte solch ein Platz auf die in ihm stehenden historischen Möglichkeiten gleichsam nach allen Richtungen gedreht und gewendet wird, ist wohl das eigentlich Interessante an den Stadtgeschichten, und als geeignetes Beispiel wird hierfür zunächst das relativ kleine Konstanz herausgegriffen.

Bildet auch der Bodensee in ältester Zeit den Mittelpunkt des Alemannlandes, so macht ihn doch seine 70 Kilometer messende Längenausdehnung zugleich zu einem natürlichen Riegel zwischen dem östlichen und dem westlichen Voralpengebiet. Als sich daher die westliche Hälfte in der Eidgenossenschaft politisch einte, mußte der Bodensee zur politischen Grenze werden. Während der Bischofszeit Konstanz, in der Bodenseeache selbst gelegen, zuerst der natürliche gesicherte Mittelpunkt einer Kultur wurde, geriet dann die Reichsstadt in die peinlichsten Verhältnisse, als sie mit einem Mal auf eine Grenzlinie zu liegen kam. Sowie die Schweizer sich vom Reiche trennten, mußte der Kampf um Konstanz entbrennen. „Es ist für das aus dem Mittelalter heraustretende Konstanz entschieden ein Unglück gewesen, daß es nicht in die Eidgenossenschaft kam. Was St. Gallen und Schaffhausen recht war, mußte Konstanz billig sein.“ — Wenn nun die Stadt auch nicht an die Eidgenossen fiel, blieb sie doch in einer Zwitterstellung. Ihre alte Schwesterstadt ist Zürich; aber seit es einen Kanton Thurgau gibt, wäre

¹⁾ Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1922; gebunden Fr. 8.—. Inzwischen ist auch Nr. 2, Regensburg, erschienen. Vom gleichen Verfasser stammt, und sei Schweizer Lesern besonders empfohlen: Das Land Italien und seine Geschichte, ebenda 1920.

eigentlich Konstanz dessen natürliche Hauptstadt. Diese Zwitterstellung ist denn auch nach dem Basler Frieden sehr merkwürdig zum Ausdruck gekommen.

In der Reformation stand Konstanz politisch zwischen dem Schmalkaldener Bund und dem christlichen Burgrecht der Zürcher, zwischen Luther und Zwingli. So hatte es seine eigene Konfession, die confessio tetrapolitana (zusammen mit Straßburg, Lindau, Memmingen). Es war in den Kappeler Krieg verwickelt und seine Bürger haben im schmalkaldischen Krieg geblutet. Die konfessionelle Uneinigkeit der Schweizer hat schließlich auch das Schicksal von Konstanz besiegelt: die Vergewaltigung der Reichsstadt durch die Habsburger (August 1548) bedeutete eine tatsächliche, nicht nur moralische Niederlage der Eidgenossen. Daß die katholischen Orte die Verbündeten Kaiser Ferdinands waren, ändert daran nichts.

Aber mit dem Ueberfall der Spanier, mit dem großen Brande, der vom Thurgau aus den Eindruck machte, als stünde ganz Konstanz in Flammen, war die eigentümliche Stellung der Stadt noch lange nicht vorüber. Betrachtet man ihr natürliches Verhältnis zur Eidgenossenschaft, so gewinnt auf einmal der schwedische Zug des Jahres 1633 an den Bodensee eine ungeahnte Bedeutung. Plötzlich, in einem Augenblick, der militärisch ganz andere Forderungen gestellt hätte, marschiert Horn von Donaumörth nach Konstanz. Sein Schwiegervater Oxenstierna ist es, wohlverstanden, der damals die Fäden der europäischen Politik in den Fingern hält. Hätten die Schweden Konstanz eingenommen, so hätten es die Zürcher wohl nie wieder in die Hand des Kaisers zurückfallen lassen. Im Augenblick, wo durch das schwedisch-französische Bündnis der Oberrhein militärisch bedeutsam wird, sollen offenbar die evangelischen Orte geschickt in dieses Bündnis hereingezogen werden. Weimar selbst sowohl, als auch Rohan, der französische Befehlshaber in Graubünden, erschienen im Schwedenlager. Die Zunge der politischen Wage Europas wies damals auf Konstanz. Und die Berechnung der Schweden war durchaus richtig. Das zeigte nachher das Schicksal Kilian Kesselrings, des thurgauischen Landvogts, an dessen Leben der Bestand der Eidgenossenschaft hing. „Daß Kesselring damals in Schwyz nicht hingerichtet wurde, hat vielleicht den Zusammenhalt der Eidgenossenschaft gewahrt. Nach der Schlacht bei Nördlingen, welche die Schwedenmacht in Oberdeutschland vernichtete (1634), war die Gefahr des Anschlusses einer Schweizerpartei an Schweden vorüber.“ Es waren eben zur Zeit des Kesselring-Handels noch die nämlichen Verhältnisse wie hundert Jahre früher, als die Schwyzer den unglücklichen Zürcher Pfarrer Jakob Kaiser verbrannten und damit den Kappeler Krieg entzündeten.

Noch einmal trat das Verhältnis der Stadt zur Schweiz unter einen ganz neuen Gesichtspunkt. Als nämlich der Thurgau (1798) aus einem Untertanenland in ein selbständiges Staatswesen umgewandelt wurde, versuchte man schweizerischerseits, Konstanz zur Hauptstadt dieses neuen Kantons zu gewinnen, und es wurde darüber bis zum Wiener Kongreß verhandelt; leider vergeblich.

Mit Konstanz' Geschichte im beginnenden XIX. Jahrhundert ist vor allem der Name Wessenbergs, Roadjutor Dalbergs und letzten Generalvikars des Konstanzer Bistums, verbunden; als dieses nach Freiburg verlegt wurde, war er der gegebene Leiter der neuen oberrheinischen Kirchenprovinz, aber seine Wahl beliebte dem Großherzog nicht und Wessenberg blieb als Domherr in Konstanz. Das zugehörige Schweizergebiet war schon 1814 vom Bistum Konstanz abgetrennt worden.

Kurz sei noch erwähnt, daß Konstanz (mit dem nahen Arenenberg im Thurgau) in den zwanziger und dreißiger Jahren das Hauptquartier der Bonapartisten war.

Den Schlußworten dieses Abschnittes der Schrift möchten wir allerdings nicht folgen. Sie scheinen getragen von der Befürchtung, es könnte die Stadt Konstanz, zur Rettung aus der Not der Gegenwart, sich jetzt zum Anschluß an die Schweiz bewegen lassen. Wir glauben einstweilen nicht, daß die Dinge diesen Verlauf nehmen werden, wiewohl es richtig ist, daß die Stadt die einzige nicht schweizerische Enklave auf dem linken Rheinufer zwischen dem Bodensee und Basel bildet.

Literatur zur Vorgeschichte des Weltkrieges.

Poincaré auf der Anklagebank.

Poincaré ist ein neuer Ankläger erstanden, den er nicht wie die Sozialisten und Kommunisten der französischen Kammern abschütteln kann: M. Frédéric Bausmann. Bausmann ist der Abkömmling eines alten amerikanischen Geschlechtes, früheres Mitglied des höchsten Gerichtshofes des Staates Washington und ein Jurist von hohem Ansehen. Er hat vor kurzem unter dem Titel

„Let France explain“ = „Frankreich wird um Erklärung gebeten“

ein Buch herausgegeben (Verlag von George Allen und Unwin Ltd., London), in welchem er mit schneidender Schärfe gegen die Behauptung auftritt, daß Deutschland allein am Weltkrieg schuld sei.

Schon 1920 kam der bekannte amerikanische Geschichtsforscher Professor Sidney H. Fay auf Grund einer eingehenden und völlig objektiven Untersuchung der unmittelbaren Kriegursachen zu dem Schluß, daß die deutsche Regierung den Krieg weder ausgeheckt, noch gewollt hat, obwohl er weder die Siebertschen Dokumente noch das „livre noir“ = die Veröffentlichung der Sowjetregierung kannte. Und nun ist Bausmann, im vollen Besitze des enormen Aktenmaterials, das seitdem veröffentlicht wurde, von dem aber, wie er klagt, „die Welt beinahe nichts gehört hat“, einen Schritt weitergegangen. Nach eingehendem Studium des umfangreichen Aktenmaterials, der unmittelbaren und entfernteren Kriegursachen hat er festgestellt, daß von einer alleinigen Verantwortlichkeit Deutschlands für den Krieg ganz und gar nicht die Rede sein kann, daß vielmehr die meiste Verantwortung auf Rußland und Frankreich fällt. Die Hauptschuld aber trifft gewisse französische Staatsmänner, wie Poincaré, Delcassé, Millerand, Viviani und Paléologue, die ihn mit wahrhaft machiavellistischer Kunst bewerkstelligten.

So schreibt Bausman in der Vorrede:

„In den letzten drei Jahren sind ungefähr tausend Dokumente und diplomatische Briefe über die Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland ans Licht gebracht worden. Sie alle zeigen mit verhängnisvoller Einförmigkeit, daß sich die Regierung Frankreichs zwischen 1904 und 1914 der gefährlichen Politik des infamen Petersburger Hofes hingab. So außerordentlich diese Enthüllungen sind, die Welt hat beinahe nichts von ihnen gehört. Voll Nachsicht gegen Frankreich nahmen wir sie mit Stillschweigen hin. Aber seine heutige Regierung treibt Europa zur Verzweiflung durch Ansprüche, gegründet auf vergewaltigte Unschuld. Nichts kann geschehen, um Frankreich zur Vernunft zu bringen, bis die Wahrheit bekannt ist, und bis seine Regierung weiß, daß sie bekannt ist. Frankreich ist ein verwöhntes Kind, ein gefährlich verwöhntes; es muß an seine Delcassés, seine Millerands, seine Poincarés erinnert werden.“

Bausmann zeigt nun in einer längeren historischen Betrachtung, daß die französische Politik seit 1870 von der Revancheidee beherrscht war; daß sie, von ihr beherrscht, Rußland mit Ueberlegung und ohne Unterbruch ausrüstete und zu einer angreifenden und herausfordernden Haltung gegen Deutschland ermutigte; daß sie beständig darauf gerichtet war, eine günstige Kriegsgelegenheit zu schaffen, um Elsaß-Lothringen zurückzugewinnen, Deutschland zu zerstückeln und Frankreich an die Spitze Europas zu stellen.

Er zeigt zweitens, daß die französischen Staatsmänner absolut nichts taten, um Rußland von einer allgemeinen Mobilisierung zurückzuhalten, von der sie wußten, daß sie mit einem europäischen Krieg gleichbedeutend sei.

Das Ergebnis der Bausmannschen Studien in letzterer Hinsicht läßt sich in seinen eigenen Worten dahin zusammenfassen:

„Der Krieg hatte seinen Ursprung in russischen Ambitionen auf dem Balkan und in nichts, was für die Franzosen irgendwie verhängnisvoll gewesen wäre. Frankreich hätte Rußland gleich zu Beginn aufhalten können, wenn es ihm gesagt hätte, es werde seine Balkanpolitik nicht unterstützen; denn Rußland hätte keinen Krieg begonnen, ohne von Frankreich unterstützt zu werden. Frankreich aber teilte Rußland sofort mit, daß es auf seine Unterstützung rechnen könne. Deutschland hingegen tat alles, was nur möglich war, um einen Krieg abzuwenden, nachdem es entdeckt hatte, daß Rußland tatsächlich einen Krieg riskieren und Frankreich die russische Politik auf dem Balkan unterstützen würde. England, obwohl durch seine früheren Beziehungen mit den Franzosen und Russen gehemmt, bemühte sich gleichfalls, einen Krieg abzuwenden. Die Russen, französischer Unterstützung sicher, und möglicherweise auch englischer, setzten zuerst heimlich, und dann offen eine allgemeine Mobilisierung ins Werk und führten zwei Millionen wohlausgerüsteter Truppen gegen die deutsche Grenze heran und weigerten sich, die Mobilisierung einzustellen. Frankreich und Rußland wußten, daß sie England schließlich in den Krieg hineinziehen konnten, da England die Eroberung Frankreichs durch Deutschland unter keinen Umständen dulden konnte. Rußland wollte Krieg, Frankreich wußte das. Die Regierung Poincarés aber tat vor dem Krieg alles Mögliche, um das französische Volk gegen Deutschland aufzuheizen, da sie glaubte, daß die vereinigten Streitkräfte Frankreichs und Rußlands, besonders mit englischer Hilfe, unbesiegbar seien.“

Bausmanns Buch wird durchzittert von der Entrüstung eines Mannes, den man lange mit Unwahrheiten fütterte, und dem schließlich ein Licht darüber aufging. Immer wieder stößt man auf Aufrufe der Art: „Wie völlig falsch waren doch viele der Ansichten, an die wir während des Krieges wie an die heilige Bibel glaubten!“ „Wie wenig wußten wir doch um die wirklichen Verhältnisse in Europa!“ „Die Art unserer falschen Information war allgemein, fundamental, vollständig!“

Bausman selbst hatte alle Unwahrheiten der Kriegspropaganda für bare Münze genommen, bis ihm der Zufall ein Werk Morels in die Hände spielte, das ihn stutzig machte und ihn veranlaßte, das ganze Tatsachenmaterial mit seinem durch den richterlichen Beruf geschulten Verstand selbständig zu studieren. Und wenn er dann der Welt die Frucht dieses Studiums in seinem Buch mitteilte, so bestimmte ihn dazu die Ueberzeugung, daß ohne Zerstörung der Schuldflüge kein wirklicher Friede und keine Genesung Europas möglich seien. Sein Werk wird unzweifelhaft dazu beitragen.

Alon M ü l l e r.

* * *

Nachtrag zum Artikel „Französisch-Deutsche Diskussion über die Kriegsur-sachen“ (Nr. 9, Jahrg. II, Seite 470).

Am Schlusse jenes Artikels war von der „radikal-kommunistischen Oppositionsgruppe der Demartial, Pebet, Morhardt usw.“ die Rede. Es wird uns von besonderer Seite Mitteilung davon gemacht, daß weder diese Männer, noch die „Société d'études critiques et documentaires sur la guerre“, zu deren Gründern die genannten Männer gehören, in Beziehungen zur radikal-kommunistischen Oppositionsgruppe stehen.

Die etwa 150 Männer der Wissenschaft, die obige Gesellschaft bilden, gehören in ihrer großen Mehrzahl den bürgerlichen Parteien an. Der Irrtum von einer Zugehörigkeit der Pariser Studiengesellschaft zur radikal-kommunistischen Oppositionsgruppe sei vielleicht daraus zu erklären, daß Alfred Pebet sein Buch „Les Responsables de la guerre“ im Verlag der „Humanité“ erscheinen lassen mußte, weil es ein auf nationaler Grundlage stehender Verlag nicht übernommen hätte. Aus diesem Umstand sei dann Kapital geschlagen worden, um die Bedeutung der Studiengesellschaft in Frankreich herabzusetzen. O.

Alpenblumenmärchen.')

Ein neues Märchenbilderbuch von Kreidolf! Man blättert den schlanken Albumband durch und bleibt gleich gefangen. Ist das ein Aufatmen vom Alpdrücken des Intellektualismus, unter dem wir jetzt oft nahezu zu ersticken vermeinen. Unsere meisten Prosa- und Versbücher, unsere Kunstliteratur, aber auch unsere Bildkunst selber: Aus Intellekt und Ehrgeiz heraus vorgetäuschte Gefühls- und Erlebnis-chen, ganze Wolfenwelten voll überlegener Geistesheiten! Ordentlich klein und verzagt kommt man sich vor angesichts all dieser überflugen Bildungsbewußtheit, und man bescheidet sich mit der Ueberzeugung: Es ist eben aus mit aller schöpferischen Gestaltungskraft, die dichten, bildende Seelenfülle aus Armenscheitstagen hat sich gründlich ausgegeben. Aber jetzt, gerade jetzt die Farbengebichte dieser Alpenblumenmärchen! Nein, es ist gottlob noch kein Grund zu verzweifeln, solange solch ureinfache, kindlich naive Kunst am Werke ist.

Die 18 neuen Blätter des Meisters weisen alle Vorzüge der ältern Bilderbücher auf. Sie sind wieder recht aus der Tiefe unerschöpflicher Malerphantasie emporgehoben; sie atmen echte Märchenstimmung; sie sind ganz und gar dem Wesenhaften der Blumennatur nachastend gestaltet. Nirgends sehen wir dem gegebenen Motiv Gewalt angetan. Und sie haben, was für ihre künstlerische Bedeutung besonders ins Gewicht fällt, fast durchgehends einen traumhaften Zug. Einige der einprägsamsten Bilder wirken gerade durch ihre eigentliche Traumstimmung wie beispielsweise die Soldanellen, die Sumpflilien und besonders das überaus zarte Bild der Primeln am regenbogenfarbenen Wasserfall. Das ist erfindungsfrohe, das ist uralemannische, Gestalten schaffende Kunst, auf die wir stolz sein dürfen.

Merkwürdig, wie sicher Kreidolf auch hier wieder alles Konventionelle, alle Glätte fernzuhalten gewußt hat. Eher opfert er da oder dort Korrektheit, wenn es ihm um das Herausheben des Eigenartigen, des Bezeichnenden zu tun ist. Ungehemmter als je, so will es uns scheinen, ist der Künstler auf diesen Aquarellen seiner Fabulierlust nachgegangen. Eine eigen weiche, duftige Farbigkeit zeichnet sie aus, und zum Allerschönsten gehören diesmal einige landschaftliche Darstellungen wie der Alpengarten, die Mattenflur mit dem Silbermantel, dann die blumenumfletterte Schlucht. Welch köstliche Bildwirkung geht aus von dem Blatt mit den meisterhaft vermenschlichten Disteldamen; wie treffend gelungen die Vorfrühlingsluft über den Arosusgeistern! Und nicht zu vergessen der farbenfreudige Vorfaz mit seiner Alpenwiese auf dunklem Grund, nicht zu vergessen dann auch die Letzte, die besonders bei der kleinen Leserschaft zum Verständnis der Bildinhalte das ihrige beitragen werden. Schade nur, daß statt der fahlen, kalten Antiqua nicht eine schmutze Fraktur das ergänzende Gegenüber der bunten Seiten werden durfte!

Ausdrückliche Anerkennung verdient aber außerdem die buchtechnische Leistung des Verlages, der durch sorgsamste Wiedergabe der Aquarelle und gediegene äußere Ausstattung ein Wesentliches dazu beigetragen, daß dieses Augen und Herz erquickende Bilderbuch zustande kam.

Arnold Büchli.

*) Alpenblumenmärchen. Bilder und Texte von Ernst Kreidolf. Rotapfelverlag, Erlenbach-Zürich und Leipzig. Preis Fr. 10.50.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Dehler. — Schriftleitung und Verlag: Zürich, Steinhaldenstr. 66, Telefon: Selnau 10.62. — Druck: Buchdruckerei zur Alten Universität, Zürich. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist nur unter Quellenangabe gestattet. Uebersetzungsrechte vorbehalten. — Unverlangten Einsendungen, die bei Nichtverwendung zurückgeschickt werden sollen, ist Rückporto beizufügen. — Für Einsendungen aus dem Ausland empfiehlt sich vorherige Anfrage.